

Als Armierungssoldat im Felde.

Es sind nun schon vier Monate vergangen, seitdem ich zum zweitenmal in den Krieg zog. Diesmal als Armierungssoldat. Am 29. März begann unsere Vorbereitung zum Abzug, und am andern Morgen schlug wieder die Stunde des Abschieds — schwerer als beim erstenmal wurde er: hatte ich doch bereits als Sanitätssoldat die Strapazen und Gefahren im Osten kennen gelernt, die uns wieder bevorstehen. Aber alle Grillen wurden vertrieben durch den Humor vieler Kameraden. Unser Zug brachte uns nach E. Die Bahnfahrt bot viele interessante Momente. Von hier ging es nach L., wo wir zum Teil in Massenquartier auf Strohhalm in Bürgerquartieren untergebracht wurden. Ich selbst hatte das Glück, ein Bürgerquartier zu bekommen. Wir schauten uns ein wenig im Orte um. Weit brauchten wir nicht zu gehen, und schon sahen wir die Verheerungen des Krieges. Viele Häuser waren durch Artillerie völlig zerstört; von anderen standen nur noch die Außenmauern. Viele Kriegergräber deuteten darauf hin, daß hier furchtbare Kämpfe stattgefunden hatten. Aber gegen die Dörfer in Polen stehen diese hier noch glänzend da.

Nun begann unsere „Ausbildung“ zu strammen Schiphern. Zuerst wurde das übliche Grüßen gelehrt, und dann wurden wir vereidigt. Unsere erste Arbeit war, am ersten Osterfeiertag Eisenbahnwagen auszuladen. Am nächsten Tage ging es zur eigentlichen Arbeit. Mit Spaten, Schippen, Picken usw. ausgerüstet, unternahm man die Aufgabe auf einen 400—500 Meter hohen Berg. Eine anstrengende Leistung für Leute, die doch infolge ihrer mangelnden Gesundheit vom Militärdienst befreit waren. Auf diesem Berge begannen wir, Schützengraben zu bauen. Stein- und Lehmhöfen erschwerte uns das Arbeiten. Bei Regenwetter mußte man die Stiefel festhalten, da sie sonst in dem grundlosen, aufgeweichten Lehmhoden stecken blieben. Dieses Schauspiel wiederholte sich circa 14 Tage lang. Arbeitszeit: von 7 Uhr früh bis 2 Uhr mittags. Abends um 8 Uhr ist Appell. Der Sonntag ist frei, aber wir haben Appell im „Ausgangszug“. Das ist eine sehr schöne Bezeichnung, nur mußten wir leider in demselben „Sonntagssatzung“ wochentags arbeiten. Wir hatten also Sonntagvormittags nichts weiter zu tun, als unseren Arbeitsgang durch anstrengendes Bearbeiten mit der Bürste in einen Ausgangszug zu verwandeln.

Mein Quartier war vorzüglich; mittags, wenn ich von der Arbeit kam, stand stets eine Flasche Wein auf dem Tische. Hier hätte ich es noch lange ausgehalten, doch mußten wir am Sonntag, den 18. April, von hier abziehen. Mittags um 12 Uhr begann unser Marsch mit volldem Äffeln und Handwerkszeug. In der glühendsten Sonnenhitze marschierten wir 4 Kilometer bis zum nächsten Bahnhof; dann fuhrten wir bis R., um von hier aus nach W. zu marschieren. Um 12 Uhr nachts gelangte ich mit einigen Kameraden an. Ein großer Teil der Kameraden war schon früher am Ziel. Glücklicherweise waren wir, als uns wieder Bürgerquartiere zugewiesen wurden. W. ist ein streng katholischer Ort mit 500 Einwohnern. Hier war vom Kriege noch nichts zu merken.

Von hier aus ging es am 20. April zur neuen Arbeitsstätte. Zwei Stunden Marsch brachten uns wieder auf einen Berg. Hier bestand unsere Arbeit im Bau von Schützengraben, Unterständen und Blockhäusern. Nebenbei vergnügten wir uns mit Baumfällen, Transportieren von Zement, Steinen, Wellblech und Pallen. Es war sehr interessant zu sehen, wie ein Rechtsanwalt die Steine schleifte, ein Philologe Sand auf seinem Spaten weiter trug usw. So gelang es uns, ohne geschulte Kräfte eine Verteidigungsstellung zu schaffen, die auch das volle Lob unserer höchsten Vorgesetzten fand. Noch hatten die Franzosen die Spitze des gegenüberliegenden Berges besetzt. Da, am 26. April, begann da drüben ein gewaltiges Schießen. Granaten schlugen ein, die Artillerie bombardierte die Spitze, ununterbrochen ratterten die Maschinengewehre. Am nächsten Tage brachte der Bericht den siegreichen Sturm unserer Truppen.

Unsere freie Zeit wurde hier durch den zweistündigen Marsch vom Quartier zur Arbeit erheblich geschmälert. So waren wir von morgens 5½ Uhr bis abends 5½ Uhr bei der Arbeit oder unterwegs, ehe wir etwas Warmes bekamen. Abends 8 Uhr war wieder Appell und Empfang von Liebesgaben! Auch hier ging des Sonntags Appell im „Ausgangszug“ vor sich. Doch hier war die Arbeit weniger schmutzig, denn wir arbeiteten in besserem Riechboden. Diese Tätigkeit dauerte bis 13. Juni; dann hatten wir Ruhe bis zum 17. Juni.

Am 18. Juni ging der Marsch nach S. und dann weiter zur Front. Zum erstenmal schlief ich in einem Unterstand. Wir waren in der vordersten Stellung unserer Truppen angelangt. Die Wohnung im ersten Unterstand kündigte ich bald, da ich mich nichts mit Händen und Füßen gegen Kälte und Mäuse verteidigen mußte. Die Ameisen, die uns nebenbei pisaften, waren nur einen Zentimeter lang. Nun bezog ich einen vornehmen Unterstand, der zwei Stagen hatte. Ich bewohnte die oberste Etage. Hier war es sehr gemütlich. Abends Brillantfeuerwerk und Freilongiert der deutschen und französischen Kapellen. Nur unangenehm war es, wenn die Granaten an einem vorbeipiffen.

Die Arbeit war hier sehr vielseitig. Am ersten und zweiten Tage mußten wir das Essen von der Küche bis in die vordersten Linien bringen; dann die Schützen- und Laufgräben von Steinen säubern; abends Bierfässer tragen usw. Hier verlebten wir aber auch schöne Tage, bis wir einer anderen Kompanie zugeteilt wurden. Nun mußten wir Balken und Bretter einen 300 Meter hohen steilen Berg hinaufschleppen bis in die vordersten Linien. Beim Hinhinhören erneuerten wir einen Unterstand. Bei derartigen Arbeiten verging die Zeit.

Eine angstvolle Nacht verlebten wir jüngst auch hier. An einem Abend, bei Eintritt der Dunkelheit, hob plötzlich ein ganz fürchterliches Schießen an. In der Nacht mußten wir sogar aus unserem Unterstand flüchten und im Laufgraben schlafen. Granaten piffen dicht über uns hinweg, ein furchtbares Maschinengewehr- und Infanteriefeuer dauerte bis zum Vormittag des andern Tages. Wieder aber war der Angriff der Franzosen, der eingesehen hatte, abgeschlagen. Wir glaubten, der Kampf tobte bei unserer Stellung, in Wirklichkeit wurde er aber eine halbe Stunde von uns entfernt ausgefochten. Zwischen unserer und der französischen Front lag der dabei völlig zerstörte Ort B.

Am Dienstag, den 13. Juli, mußten wir unsere Stellungen wieder verlassen, um anderweitig Verwendung zu finden. Wir fuhren nach Colmar, dann in der Richtung Münster, und ein kurzer Marsch brachte uns in unsere jetzige Stellung.

Mit dem Bürgerquartier ist es nun aber aus, und wir liegen in Massenquartieren auf Strohhalm. Auch hier haben wir einen anständigen Marsch zur Arbeitsstelle. Der Weg ist sehr gefährlich, da ihn die französische Artillerie beschließen kann. Schon oft hat sie uns von ihrer Amvosenheit überzeugt. Erst vorgestern schlugen fünf oder sechs Granaten in meiner unmittelbaren Nähe ein. Ich suchte in einem Hause Schutz vor den herumfliegenden Steinen und Granatsplittern. Wir sind jetzt zehn Tage hier und haben davon höchstens die Hälfte Zeit arbeiten können. Die schlimmsten Tage meines Lebens habe ich am 20. und 21. ds. M. erlebt. Kaum auf der Arbeitsstelle angelangt, empfingen uns die Franzosen mit vier Geschossen schwerster Kalibers. Diese schlugen so dicht vor uns ein, daß wir flüchten mußten, um nicht von den herumfliegenden Steinen getroffen zu werden. Nach kurzer Zeit schlug Granate auf Granate oben auf dem Gipfel des Berges ein, während wir uns im Tal befanden. Hoch flogen Baumstämme und Steine in die Luft. Ein Höllelärm begleitete dieses Schauspiel. An Arbeiten war da nicht zu denken. Nach Haus konnten wir auch nicht, da die französische Artillerie den Rückzug durch anhaltendes

Feuern versperrte. Nach genügender Vorbereitung durch die Artillerie begann das Feuer der Infanterie und der Maschinengewehre auf unsere Stellungen. Man sah die Artilleriegeschosse in der Luft ankommen und dachte nur: Wo werden sie freier sein? Noch nie soll die französische Artillerie auf so kurze Strecke solch mörderisches Feuer gegeben haben wie hier. Und doch wurde der Angriff, den die Franzosen auch hier wieder versuchten, von unseren Truppen laut Bericht vom 27. Juli abgeschlagen. Gestern schlug noch einmal ein Schrapnellstück bei uns durchs Dach, ohne jedoch jemand zu verletzen.

Bis jetzt habe ich alle diese Strapazen und Gefahren sehr gut überstanden; hoffe auch in Zukunft alles gut zu überleben. Augenblicklich bin ich Sanitäter bei den Schiphern. Der Dienst im Bureau ist aber doch eine Spielerei gegen das, was wir hier leisten müssen. Auf Wiedersehen!

Polschwankungen.

Die Erdschneise, zugleich die Weltachse, um die sich das ganze Himmelsgewölbe dreht, gilt als unveränderlich, der Punkt, an dem sie das Himmelsgewölbe trifft, als der „feste Pol“ in der Erdschneisung „Flucht“. Die Astronomen freilich wissen seit langem, seit Hipparch's Zeiten (150 v. Chr.), daß dieser unveränderliche Pol eine langsame, aber ganz regelmäßige Bewegung am Himmel vollzieht, zufolge einer langsamen aber andauernden Drehung der Erde- und Himmelsachse, die in 26 000 Jahren einen vollständigen Kreis mit einem Halbmesser von 23½ Grad beschreift. Die Tag- und Nachtgleiche, das sind die Punkte, an denen der Himmelsäquator von der Ekliptik, der scheinbaren Sonnenbahn am Himmel geschnitten wird, rücken deshalb langsam am Himmel vor. Außer dieser durch die Anziehung von Sonne und Mond verursachten sogenannten Präzession erleidet die Erdschneise noch geringere Schwankungen, die Nutation genannt, die dadurch hervorgerufen sind, daß der Mond sich nicht immer in der gleichen Stellung zur Erde befindet. Aber diese Bewegungen betreffen die Erde als Ganzes, die mit ihrer Achse zusammen ihre Lage im Raum etwas ändert, während die Achse in Beziehung zur Erde selbst unveränderlich bleibt.

Seit 20 bis 25 Jahren ist man indessen auf eine geringe Bewegung des Nordpols auf der Erde selbst aufmerksam geworden, also auf eine Verschiebung der Drehungsachse im Innern der Erde selbst. Diese Bewegungen müssen sich durch entsprechende Veränderungen der geographischen Breite eines Ortes respektive der Erhebung des Himmelspols über den Horizont (Polhöhe) verraten. Die Veränderungen sind zwar außerordentlich klein, aber für die feinen modernen Meßinstrumente doch nachweisbar, und sie haben die Astronomen veranlaßt, einen fähigen Leberwachtungsdiens der Erdschneise oder einen Breitendienst einzuführen, was natürlich nur auf internationaler Grundlage geschehen konnte. Die Resultate der auf bestimmten Sternwarten dauernd fortgesetzten Beobachtungen der Polhöhe werden an eine Zentralfstelle und zwar nach Kiel gesendet, wo aus ihnen die Bewegung des Pols abgeleitet wird. Durch den Krieg haben die meisten Formen des internationalen wissenschaftlichen Zusammenarbeitens eine sehr unliebsame Störung erlitten. Beim internationalen Breitendienst ist das glücklicherweise nicht der Fall gewesen, von den verschiedenen Stationen ist das Beobachtungsmaterial sogar nur mit geringer Verspätung nach Kiel eingeliefert worden, so daß die Berechnung dort wie auch in früheren Jahren vorgenommen werden konnte. In den „Astronomischen Nachrichten“ ist das Resultat veröffentlicht und zugleich die Bewegung des wahren Nordpols um den mittleren für die Zeit vom 1. Januar 1909 bis 1915 eingezeichnet. Die Kurve ist eine etwa kreisförmige Spirale, wobei freilich die Kreisform der einzelnen Windungen sehr allgemein und verzerrt sich darstellt.

Schon seit dem 1. Januar 1906 nahmen die Windungen an Umfang zu, und diese zunehmende Bewegung hielt bis zum Januar 1911 an. In den folgenden Jahren berengte sich die Spirale wieder ganz erheblich und hatte im Januar 1914 fast wieder den Stand von 1906 erreicht. Aber im letzten Jahre hat die Spirale wieder eine größere Windung bekommen. Groß und klein sind hier natürlich nur verhältnismäßig gemeint, denn, wie schon gesagt, handelt es sich überhaupt nur um sehr kleine, mit den schärfsten Instrumenten nachweisbare Bewegungen. Die größte Entfernung des wahren Pols vom mittleren übertrifft noch nicht 0,85 Bogensekunden, das sind, da der ganze Erdmeridian von 360 Grad einer Länge von vierzig Millionen Meter entspricht, im Längemaß nur 10,9, also noch nicht ganz 11 Meter. Würde man über den mittleren Pol ein Häuschen errichten mit nur 11 Meter Längen- und Seitenfront, so würde der wahre Pol stets noch innerhalb dieses Häuschens bleiben.

Als Ursache dieser etwas unregelmäßig periodischen Bewegung des Pols werden große Massenverschiebungen angeprochen, die zwar alljährlich, aber in den einzelnen Jahren in verschiedener Weise auf der Erde stattfinden. Die Schneeschmelze in der nördlichen Eisregion bewirkt in jedem Jahre den Transport ungeheurer Massen in südlicher Richtung, und es ist recht wohl denkbar, daß durch solche Verschiebungen auch die Drehungsachse der Erde selbst geringe Veränderungen erleidet. Die Regelmäßigkeit der Polbewegung, die aber doch von Jahr zu Jahr verschieden ausfällt, scheint eine derartige Ursache zu verlangen.

Kleines Feuilleton.

Der benagelte Hindenburg.

In der bürgerlichen Presse wird gegen den Plan, in Berlin eine Hindenburgfigur zu errichten, die gegen Entrichtung einer Gebühr jeder benagen darf, Einspruch erhoben. U. a. schreibt die „Zeitschrift“: „Unbegreiflicherweise fühlt man in Berlin anheimelnd nicht die Unmöglichkeit, die Nagelung von Kreuzen oder symbolischen Figuren auf das Abbild eines Lebenden zu übertragen. Um sich die Absichten der Berliner Narzumen, bitten wir den Leser, sich vorzustellen, daß irgendwo auf öffentlichem Plage ein Standbild seines eigenen Vaters stünde, und daß nun jeder Mensch berechtigt sei, dem Gebilde Nägel in Lunge, Herz und Magen zu bohren. Man denke sich die Geistesblitze, die ganz unvermeidlich sind, wenn die Nagelung der Nagelgegend vor sich geht — und man wird uns zustimmen, wenn wir sagen, daß man im Begriff ist, Hindenburg zu belegen! Ezzellens selbst werden das nicht aussprechen, natürlich! Herr v. Hindenburg hat ja schon hinreichend geschmeckt, wie manche Zeitgenossen den „Nahm“ auflassen, wie sie glauben, daß ein volkstümlicher Mann sich jede Barbarei mit Anstand gefallen lassen muß. Er wird also gefassten Geistes auch dazu lächeln, wenn Schulze und Lehmann in sein hölzernes Ebenbild Nägel einschlagen. Aber für ihn sollten Tausende im Volke sich erheben. Die Deutschen haben sich dagegen verhalten, Barbaren genannt zu werden, und mit vollem Recht. Hier ist aber wirklich eine Barbarei geplant. Der Gedanke, daß jeder beliebige Mensch an ein Kunstwerk herantreten darf, um es mit einem Nagel zu verjahren, widerspricht schon an und für sich unserem natürlichen Gefühl. Dieses sagt uns, daß ein Kunstwerk, wenn der Künstler es aus der Hand gibt, fertig und für jeden anderen unverleglich ist. Deshalb haben diejenigen ein gefundenes, richtiges Gefühl bewiesen, die zur Nagelung gewisse einfache Formen wählten, wie Sterne, Kreuze u. dergl. Schon der Eiserne Roland will uns nicht recht geschmackvoll erscheinen, aber der gute Zweck mag das schließlich entschuldigen. Vor Bildern Lebender oder dergleichen, die uns noch als Lebende teuer waren, soll man jedoch

Halt machen. Wir geraten sonst in die Gefahr, daß auch eiserne Bismarck, Volkes und Koons die deutschen Kunstschätze bereichern. Und wer schätzt des Kaisers Bild vor einer Nagelung, wenn Hindenburg es über sich ergehen lassen mußte. Gewiß ist es noch Zeit, die geplante Barbarei zu unterlassen. Man gebe dem „Eisernen Hindenburg“ einen anderen Kopf auf und setze dem Dinge einen anderen Namen. Wenn es den Berlinern besonderen Spaß macht, einer menschlichen Figur Nägel in Brust und Magen zu schlagen, so mögen sie der Sache einen allgemeinen Namen geben; ein eiserner Grenadier, Russetier oder dergleichen wird keinen Anstoß erregen.“

Konstantinopel während des Krieges.

Ein im Orient lebender Schweizer schreibt in der „Neuen Zürcher Zeitung“:

Wenige Tage nach unserer Abreise von Konstantinopel fanden wir in Saloniki in einem der größten Londoner Blätter eine Zeichnung; drei englische Flieger kreisen über der Sultanstadt, ungeheure Aufregung hervorruhend. Unser Erstaunen über diese „neueste Nachricht“ war natürlich groß, denn tatsächlich hat bisher noch kein feindlicher Flieger die Hauptstadt der Türkei überflogen. Es dürfte nicht ohne Interesse sein, ein richtiges Bild von Konstantinopel, wie es sich noch im Juli dem neutralen Beobachter darstellte, zu erhalten. Im europäischen Vora und Galatamert man kaum etwas vom Kriege. Das Leben auf der großen Perastraße geht seinen gewohnten Gang. Sämtliche Läden und Warenhäuser sind geöffnet. Am Nachmittag trägt, wie immer sonst, die pugsichtige Perotin ihren neuesten Hut spazieren, und abends und nachts sind alle Vergnügungsgärten von einer lärmenden und lebhaften gestikulierenden Menge geradezu überfüllt. Auf der großen Brücke über das Goldene Horn ist der Verkehr etwas weniger lebhaft als früher. Im türkischen Stambul drängt sich nach wie vor die Menge durch enge, holperige Straßen. Hier wimmelt es von Soldaten und neu eintreffenden Wekruten. Diese braunen Kinder Anatoliens werden in langen Jügen nach den Kasernen geführt. Je zwei und zwei halten sich an der Hand, und alle schauen sich fast ängstlich nach dem Neuen der großen Stadt um. In wenigen Monaten werden sie als stramme Soldaten an der Front stehen. Der Platz vor dem Bahnhof gleicht, wie im Balkankrieg, einem Feldlager.

In der Stadt herrscht Ruhe und Ordnung. Jeder Ballast ist auf seinem Posten. Wer ausgeht, muß sein Wehida (Ausweischein) bei sich haben; er läuft sonst Gefahr, ein paar Stunden im Wachtlokal verbringen zu müssen. Vor kurzem sind alle Schilder mit dem Namen der Straßen entfernt und durch türkische Aufschriften ersetzt worden. Kein Ladenschild mehr darf „fränkische Buchstaben“ aufweisen, es sei denn, daß der Besitzer des Geschäfts Deutscher oder Österreicher ist. Nur Türkisch und die Landessprachen sind noch erlaubt. Im übrigen behandeln die Türken Untertanen der feindlichen Staaten mit großer Schonung. Beim Ausbruch der Feindseligkeiten durfte jeder, der es wünschte, das Land verlassen. Die Zurückbleibenden wurden nicht interniert und dürfen noch heute ihren Geschäften nachgehen. Und noch jetzt erhalten Personen die Erlaubnis zum Verlassen der Türkei. Die französischen und die englischen Geschäfte auf der großen Perastraße verkaufen ihre Waren wie im tiefsten Frieden. Ein englischer Fabrikant geht ungehindert auf dem Kriegsministerium aus und ein und darf es sich sogar leisten, in den Gängen dieses Gebäudes mit seinen Geschäftsfreunden auf Englisch über den Krieg zu sprechen. Allerdings sind die englischen und französischen Schulen geschlossen und ihr Besitztum, besonders das der französischen Jesuiten, beschlagnahmt worden. Außerdem hat man vielfach leerstehende Privathäuser mit Militär belegt. Aber das ist auch so ungefähr alles. Der deutsche Einfluss gewinnt in dieser Zeit mächtig an Boden. Überall hört man Deutsch sprechen, sogar der armenische Verkäufer im kleinsten Laden hat sich ein paar der gebräuchlichsten Sätze mit Gesicht angeeignet.

An Lebensmitteln herrscht kein Mangel. Mehl kommt in genügender Menge aus Anatolien, Früchte und Gemüse bringt der Sommer in Ueberfluß. Feuer und Kohlen und Petroleum gemorden; jedoch bringen täglich kleine Segelschiffe frisches Brennholz von den Küstenplätzen des Schwarzen Meeres, so daß auch in einem zweiten Kriegswinter die Hauptstadt nicht ohne Brennmaterial sein würde.

Wer im Orient wohnt, ist an Ueberraschungen aller Art gewöhnt. Eine solche ist das Konstantinopel vom Juli dieses Jahres. Schon im vergangenen Herbst sagten weise Leute Hungersnot, Frankheit und Elend für den Winter voraus; dann zu Tausenden von Kalen den bevorstehenden Fall Konstantinopels. Und heute steht die Stadt noch unbesiegt und ungedröckert da. Welch andere Stadt der Welt hätte wohl einen gleich starken Bundesgenossen; diese günstige geographische Lage! . . .

Indische Gefangene in Deutschland.

Die in englischen Zeitungen erscheinenden Berichte über die durch neutrale Vermittler geprägten Zustände in den deutschen Gefangenenlagern sind in ihrer knappen Tatsächlichkeit die beste Antwort auf alle Angriffe gegen unsere Barbarei. Der letzte dieser Berichte enthält die Schilderung eines Angehörigen der amerikanischen Wertschaft in Berlin, der das Konzentrationslager in Wandsdorf bei Jossen besuchte, in dem indische Kriegsgefangene untergebracht sind: „Gegenwärtig sind 400 indische Soldaten und 4 Offiziere im Lager von Wandsdorf interniert. Ich sprach mit jedem der Offiziere, und sie sagten, daß sie freiwillig bei ihren Mannschaften blieben und keinerlei Anlaß hätten, ihre Ueberführung in ein Offizierslager zu beantragen. Jeder Offizier erhält monatlich 80 M. Die Jnder werden zu keinerlei Arbeit außerhalb des Lagers verwendet. Sie befinden sich unter dem Kommando ihrer eigenen Offiziere und spielen täglich Fußball. Die gut angelegten Bäder in dem benachbarten mohammedanischen Lager stehen zu ihrer Verfügung. Die Wäsche in dem genannten Lager wird bald fertiggestellt sein und soll auch den Jndern als Wäsche dienen. Die deutschen Wachmannschaften nehmen jede Mühsicht auf die religiösen Empfindungen der Jnder; sie betreten weder die indische Küche noch die Orte religiöser Uebungen. Der deutsche Offizier, in dessen Händen das Kommando liegt, war lange Zeit in Ostafrika; er scheint durchaus das persönliche Vertrauen der ihm unterstellten Gefangenen zu genießen.“

Notizen.

— Prof. Heinrich Brunner, ein bekannter Lehrer und Erforscher der deutschen und germanischen Rechtsgeschichte, ist in Riffingen im 76. Lebensjahre gestorben. Prof. Brunner, ein geborener Oberösterreicher, gehörte der Berliner Universität seit 1873 an.

— Ein alter Denkvers über den Krieg. Die englische Zeit- und Gelegenheitsdichtung, die sich auch mit Vorliebe rein menschlicher Verhältnisse in Schilderung oder Persiflage bemächtigt, hat in früheren besseren Zeiten manch kräftiges und nachdenkliches Wortlein gefunden. Sie blühte damals vor allem, als die typische Gestalt des John Bull eben erst erfunden war, die jüngst ihr 200jähriges „Jubiläum“ begehen konnte und so charakteristisch für die politische und soziale Entwicklung Veritamins geworden ist. Zu Anfang dieser John-Bull-Zeit also brachte, wie der „Deutsche Buch- und Steinbruder“ mittelt, ein englisches Buchhändlerblatt vom Jahre 1747 folgende sinnreiche Lehre vom Lauf der Welt, die in deutscher Uebersetzung lautet:

Krieg gebiert Armut, Reichtum — Stolz,
Armut — Frieden, Stolz ist des Krieges Grund,
Friede — Reichtum, Krieg gebiert Armut;
Die Welt ist rund.

